



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hänlein, Theodor: Schäfer, Wilhelm

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wilhelm Schäfer

Von Theodor Hänlein-Wertheim



er heutigen Tags mit der Feder dem Papier die Gesichte seines Innern preisgibt, kommt nicht so leicht in Gefahr, daß er die Bedeutung solchen Tuns verkenne und sich selbst damit unter-schätze. Wir sind nachgerade dahinter gekommen, wie unerhört neu die Welt jedesmal wird, wenn wieder einer von uns Menschen-kindern sich daran macht, mit seinen Augen sich in ihr zurechtzufinden und in seiner Zunge von ihren wunderwürdigen Erscheinungen zu sagen. Mit so besonderer Macht wie ihm kann sich ihr Sein und Wesen ja doch kaum je zuvor geoffenbart haben, und die Formeln, die er ihr abringt, müssen neue Schlüssel zu einem letzten Begreifen geben.

Dem Schaffenden mögen wir es nachsehen, daß es für ihn, dem das Leben in neuem Abbild und Gleichnis sich darstellen will, fortan auch nur noch einen einzigen Weg zur Wahrheit gibt, daß ihm die eigene Begabung und Neigung samt ihren Grenzen schließlich zum allgemeinen Maß und Gesetz der Kunst wird. Aber wir sollten seine Überzeugung nicht so gutgläubig uns aneignen, ihn nicht so eifrig darin bestärken. Sollten ihn nicht immer gleich aus jedem umfassenderen Rahmen lösen und ihm das Bewußtsein seiner unvergleichbaren Ursprünglichkeit nicht auch noch von außenher aufdrängen. So alltäglich ist das Unerhörte nicht, und das wilde Draufgängertum braucht sich seiner Zeit ebensowenig überlegen zu dünken wie das besonnene Maßhalten, denn ihre Nahrung empfangen sie beide doch von der gleichen Erde, ob sie nun den Zeitgeist zu überfliegen trachten oder seinem Flug nur von ererbtem, sicherem Boden aus gelassen folgen.

Doch zuzeiten geschieht es auch, daß der Schriftsteller selbst die Triebfedern seines Schaffens blocklegt und mit aufgehobenem Finger die Aufgaben und Ziele seiner Kunst zu deuten unternimmt. Dann verdient er ernstliches Mißtrauen, und mehr denn je ist es ihm gegenüber Pflicht, das Urteil über ihn nur auf sein Vollbringen zu gründen, ohne Rücksicht auf das, was er dabei vielleicht theoretischer Reflexion verdankt. Dem lebensschwachen Werk wird alle künstlerische Absicht, alle technische Einsicht nicht aufhelfen, und das vollgiltige lebt aus der Sicherheit seiner eigenen Kraft.

Auch Wilhelm Schäfer erschwert das unbefangene Herantreten an seine Bücher und Büchlein durch Vorreden. Er verkündet im voraus des Geschriebenen Sinn und Ziel. Und schließlich hat er auch der literarhistorischen Gesellschaft in Bonn verraten, wie er dazu gekommen ist, seine Geschichten zu erzählen, wie sie ihm zuwachsen und wie er an ihnen formt. *) Diese Neigung zu programmatischer Erläuterung mag sich aus Schäfers Entwicklungsgang erklären: er hat erst spät seine eigenste Form gefunden, und von der Gewöhnung langer Jahre, in denen er als Herausgeber der Rheinlande sich mit herzhaftem Wollen für alles einsetzte, was dem heimatlichen Boden an gefunder und ursprünglicher Kunst entwächst, dürfte ihm das Bedürfnis geblieben sein, auch dem eigenen Schaffen mit einem Geleitwort auf den Weg zu helfen. Aber er steht den Schöpfungen seiner Erzählerkunst zu nah und verliert darum den Maßstab. Die Einsichten in die Richtungen und die Grenzen seiner individuellen Begabung wandeln sich ihm schließlich in Erkenntnisse der allgemein notwendigen Aufgaben der Kunst. Man wird darum Wilhelm Schäfer eher gerecht werden, wenn man unvoreingenommen nur seine Schriften**) selbst um ihren lebendigen Ertrag befragt. Denn an dem Maßstab, den er für sich in Anspruch nimmt, ausschließlich gemessen, könnte sein eigenes Schaffen nicht immer bestehen; zum mindesten reicht er nicht hin, wenn man das Eigene seiner Leistung in den wesentlichsten Zügen kennzeichnen und würdigen will.

Schäfer erzählt, und er will erzählen als Epiker im strengen, eigentlichen Sinn. Über das Wesen und die Kunstmittel erzählender Dichtung hat er sich gründlich besonnen, und die Ergebnisse, die er dabei gewonnen hat, will er in dem Stil seines eigenen Schaffens mit Bewußtsein verwirklichen.

Ein gemeinsamer Zug ist den Erzählungen Schäfers von vornherein eigen: *relata referunt*. Er schafft sich seinen Stoff nicht, sondern läßt ihn sich geben.

*) Der Vortrag ist veröffentlicht in den Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn unter dem Vorsitz von Professor Berthold Lizmann. 5. Jahrgang. Nr. 7.

**) Wilhelm Schäfers Schriften sind zum größeren Teil bei Georg Müller in München erschienen: Die Anekdoten (1908), Die Halsbandgeschichte (1909), Die Mißgeschickten (1909) und Karl Stauffers Lebensgang. Ein Bändchen Rheinsagen haben Fischer und Franke in Düsseldorf verlegt. Die Landschaft und das Leben an den Ufern des Niederrheins und im bergischen Land schildert aus liebevollem Schauen ein besonderer Band der Städte und Landschaften (Carl Krabbe, Stuttgart). Eines besonderen Hinweises wert ist der Essay über den Schriftsteller aus der Sammlung Die Gesellschaft (Nützen und Loening, Frankfurt a. M.). Schäfer gibt darin von der Lage des schreibenden Menschen in Deutschland eine umfassende Vorstellung, in nüchterner Klarheit, aus heiter überlegener Einsicht. Er entwirft aus warmherziger Überzeugung ein Idealbild des Schriftstellers, das auch im deutschen Geistesleben mehr und mehr sich verwirklichen sollte, in Persönlichkeiten, die in sich die feinsten Organe zu entwickeln vermögen, um den treibenden Kulturwillen ihrer Zeit mit aller Intensität zu erleben und ihm durch ihre Verkündigung Bahn zu brechen im allgemeinen Bewußtsein. Die volle Hingabe an ein solch hohes Amt ist aber nur möglich auf Grund ausreichender materieller Sicherung und äußerer Unabhängigkeit, und Schäfers kluge Vorschläge weisen bedenkenswerte Wege nach diesem Ziel.

Nicht im Erfinden sieht er seine Aufgabe, sondern im Verarbeiten. Seine Phantasie baut zumeist auf gegebenen Fundamenten. Sie lebt sich in Überlieferunges innig ein und formt daraus ein neu durchlebtes Gebilde. Und eine bewußte Kunst macht sich ans Werk, die wesentlichen Züge des Gegebenen rein herauszuarbeiten, ihnen ihr volles Gewicht zuzumessen und den Rhythmus und die Klangfarbe der neuen Wiedergabe durch und durch abzustimmen auf die besonderen Schwingungen des einzelnen Geschehens. Die Fülle der Überlieferung merkwürdiger Begebenheiten bietet für solches Neuerzählen überreichen Stoff dar. Und als das eigentliche Ziel künstlerischer Erzählung erscheint es Schäfer, einem bedeutsamen Inhalt die höchste Eindringlichkeit seiner Wirkung abzugewinnen und durch die Reinheit und die feste Fügung seiner Form ihm dauernde Geltung zu verleihen. Die Wirklichkeit des Lebens soll sich zu haltbaren Sinnbildern verdichten.

Der Reichtum der Geschichte seiner rheinischen Heimat, die Buntheit ihrer Schicksale und die temperamentvolle Bewegtheit ihrer Erlebnisse mögen Schäfer auf diese Wege des Nachschaffens gelenkt haben. Aber dieser äußeren Anregung, die einer nicht eben reich quellenden Phantasie willkommenen Ersatz verheißen konnte, kam ein inneres Bedürfnis entgegen. Wenn wir seiner eigenen Erklärung glauben wollen, war es das Streben nach einer Epik im eigentlichen Sinn, „die den Schatz an bedeutsamen Handlungen vermehrt.“ Doch die innersten Beweggründe seines Schaffens erschöpfen sich nicht im Formtrieb des Erzählers, sondern Schäfers Verhalten zu seinen Stoffen, die Art, in der er sie durchbildet, ist stark mitbestimmt von der musikalischen Seite seines Wesens, stärker gewiß, als er selber zugeben möchte. Er ringt wohl um den knappsten, bedeutungsschwersten Ausdruck, aber der wird ihm zugleich zum schwingungsreichsten, klangberedtesten. Durch den Reichtum der Ober- und Untertöne der Worte, durch den gefühlsbelebten Wellenzug der Sazmelodie, durch den wohlabgemessenen, lebendig schmiegsamen Rhythmus der Perioden gewinnt Schäfers Erzählerkunst eine unmittelbar bewegende Ausdruckskraft. Die Schwingungen, die ein hinggegebenes Erleben auszulösen vermag, läßt er mitbeben im gelassen berichtenden Wort, läßt sie sich auswirken in voller Freiheit und getragener Breite.

Was die Geschichte und das Leben seiner Heimat an seltsamen Geschehnissen darbietet, das bedeutet für Schäfer nur einen Rohstoff. Er löst ihn aus seiner mehr oder weniger zufälligen ersten Formung und sucht ihm vielmehr die ihm eigenen und notwendigen Formgesetze abzumerken. Und so gestaltet seine Hand naturwüchsige Phantasiegebilde bedachtam in künstlerische Organismen um. Er bemächtigt sich rheinischer Sagen: ihr Lebensgehalt wird ihm eindringlich gegenwärtig, er durchdringt und durchsättigt ihn mit eigener Anschauung, und sein Nacherleben fügt sich ihm in die Rhythmen seiner eigenen Sprache. Sie gibt den Vorgängen ein neues Tempo, hebt feilsche Entwicklungen ans Licht und umreißt die Charaktere mit starken Linien.

Derselbe Trieb, aus halbrohen Klumpen formklare Kristalle herauszuschleifen, führt Schäfer schließlich zur Anekdote. Auch hier gibt ihm meist die Geschichte seiner rheinischen Heimat oder ihr gegenwärtiges Leben primitiv geformte Gebilde in die Hand. Ein reges Heimatgefühl zieht die Begebenheiten auf einem wohlvertrauten Boden sich von neuem abspielen, und die Freude des Künstlers ist es nun, im knappsten Zusammendrängen doch all den Lebensgehalt des besonderen Geschehens offenbar werden zu lassen. Während die landläufige Anekdote zumeist mit festgeprägten Gestalten rechnet, mit Persönlichkeiten und Zusammenhängen, die sie als bekannt voraussetzen darf, und an ihnen nur den oder jenen Zug durch eine Augenblicks Spiegelung besonders eindringlich macht, weiß Schäfer es sorgsam zu fügen, daß dies plötzlich einfallende Licht die wesentliche Seite der Erscheinungen erhellt. Natürlich wird auch hier überall an Bekanntes gerührt, aber die Dinge werden in einer so bildkräftigen Sprache bei ihrem eigenen Namen gerufen, daß sie auch rein aus sich heraus Leben gewinnen. Die Erlebnisse der Menschen sind auch hier nur in Teilausschnitten gegeben, und ihre volle Bedeutung wächst ihnen aus viel weiter reichenden Zusammenhängen zu. Aber das Ziel des Erzählers ist es überall, in der vereinzeltten Äußerung den ganzen Menschen, wie er bedingt ist durch seines Wesens Art und verflochten in die besonderen Beziehungen seines Daseins, zum mindesten ahnen zu lassen. Zuweilen aber geht der Reiz auch nur von der Seltsamkeit eines Vorfalls aus, und Schäfer lauscht ihm dann den munteren oder schweren, kapriziösen oder gehaltenen Rhythmus ab, der ihm innewohnt. Nicht selten fügt sich, was da unter dem Namen der Anekdote gehen soll, überhaupt nicht mehr unter den Begriff: es handelt sich dann nicht um Ereignisse, die in irgendeinem besonderen Augenblick gipfeln oder deren innere Spannung sich in einem rasch aufzudehendem Wort entlädt, sondern um die Reflexe eines Lebensmomentes — wie etwa in der letzten Geschichte der dreiunddreißig Anekdoten „Im letzten D-Zugwagen“ — oder um seelische Entwicklungen, die freilich auch von irgendeiner seltsamen Begebenheit ihren Ausgang nehmen, aber dann eingehend um ihrer selbst willen verfolgt werden.

Auch in den Anekdoten strömen Schäfer die lebendigsten Kräfte dann zu, wenn er sich mit der heimatlichen Erde berührt. Da formt sich das Bild der Landschaft aus liebevoller Vertrautheit, da ist das Ergebnis des Augenblicks überall verwoben in lebendig fühlbare Zusammenhänge von Geschichte und Schicksal der Gesamtheit, und der frischkräftigen Eigenart rheinischen Volkstums, seiner behaglich regen Lebenslust, seiner schlagfertigen Reckheit wird ein mitempfindendes Verstehen gerecht.

Schäfer hat sich mit solcher Kleinarbeit an geschichtlichen Miniaturen nicht dauernd begnügt. Seine Halsbandgeschichte legt in umfassender Entwicklung das verschlungene Gewirke eines weltberühmten Intrigenspieles bloß, er folgt all den leichtfertig gedrehten, frech verknoteten Fäden, und aus den nüchternen Akten eines ungeheuerlichen Schwindelprozesses formt rege Erzählerfreude eine durch-

sichtig klare Spiegelung lebendig bewegten Geschehens. Der Reiz gewagtester Situationen, an denen die abenteuerliche Geschichte überreich ist, wird bei allem Maßhalten doch voll ausgeschöpft, und die Handlung ist in sicherem Zuge vorangeführt, die stoffliche Spannung des Gegenstandes übersetzt sich in die zielbewusste Raschheit des künstlerischen Vortrags. Auch hier gibt der Fülle der Begebenheiten die Weltgeschichte selbst den Hintergrund: man könnte sich ihn in den entscheidenden Augenblicken noch energischer in seiner vollen Tiefe ausgenützt denken, es wird nicht zwingend offenbar, warum sich an dieser Welt frecher Abenteuer und allgemeiner gesellschaftlicher Fäulnis ein Schicksal erfüllen muß, das eine weltgeschichtliche Katastrophe bedeutet. Aber was sich auf der morschen Bühne bewegt, sind vollrunde, lebendige Gestalten, und sie alle, Hohe wie Gemeine, lenkt die feste Hand der Meisterin des ganzen Spiels, des Bettelmädchens von der Landstraße, die es sich verbrießen läßt, daß das Blut der Valois in ihren Adern rinnt, und dann nach einem unerhört sicheren Aufstieg den Kardinal Rohan samt der Königin in ihre unentwirrbaren Netze zu verstricken weiß.

Einmal hat Schäfer den Vorwurf für eine größere Erzählung auch unmittelbar aus dem Leben genommen, in den „Mißgeschickten“. Doch auch hier begibt er sich in eine merkwürdige Abhängigkeit. Dreier Menschen Schicksal und Untergang hat er aus nächster Nähe, mit ganz persönlichem Anteil miterlebt. Nun formt sich ihm aus grübelndem Zurückschauen Zug um Zug ein sorgsam treues Abbild des dunkel schweren Geschehens. Und es will ihm zugleich ein Sinnbild bedeuten für ein Ringen, in das unsere Zeit vielfältig begabte Naturen fast mit Notwendigkeit hineinreißt, wenn sie der ungeheuren Anspannung des änderen Lebens, seinem selbstherrlichen Anspruch auf einen seelenlosen Kräfteverbrauch die Forderung eines gesteigerten Innenlebens entgegen setzen wollen, die Wirklichkeit der Arbeit aus den Bedürfnissen der eigenen Persönlichkeit heraus zu meistern sich unterfangen. Die Kräfte dafür sind heute offenbar nur erst wenigen Begnadeten gewachsen, all den anderen verschlingt das überkühne Wagnis Ruhe und Leben. Schäfer war aber nun in persönlicher Erinnerung so befangen, daß er es mit Absicht unterließ, das Geschehen in seiner Darstellung in den Bereich des unbedingt Gültigen hinaufzuheben: so gibt er es mit all den Wirklichkeitszusammenhängen, in denen er es erlebt hat. Gewiß erwächst so die bewegende Eindringlichkeit des Vortrags aus dem Wehen einer ergriffenen Seele, aber es fehlt ein letztes an Loslösung von der genau nachrechenbaren Wirklichkeit des Einzellebens, und der Erzähler begibt sich des selbstherrlichen Anspruchs seiner dichterischen Kraft, wenn er seine Arbeit von vornherein unter den Gesichtswinkel der Erklärung und Rechtfertigung eines tatsächlich so erlebten Schicksals stellt.

Ein viel weiterer Umfang als allen vorangehenden ist Wilhelm Schäfers neuestem Werk abgesteckt. Er hat es unternommen, „Karl Stauffers Lebensgang“ von neuem zu erzählen. Also die eigenen Bekenntnisse des Künstlers zu

einer geschlossenen Gesamtdarstellung auszurunden, die seelische Entwicklung in lückenlosem Zusammenhang zu geben und das unselige Schicksal dieses Daseins daraus zu deuten. Schäfer läßt aber nun Stauffer selbst in einer umfassenden Schlußbeichte sein ganzes Leben erzählen. Wie er dabei zu Werke gegangen ist, wie weit es ihm gelungen ist, den eigenen Aufzeichnungen Stauffers ein neues Gesamtbild seines Wesens gegenüberzustellen, und von welcher Seite die eindringlichere, geschlossenerere Wirkung ausgeht, das soll hier zunächst nicht untersucht werden. Den ganzen Stauffer wird man jedenfalls aus dem Buch nicht herausspüren können, in seiner gedrungenen, verhaltenen Kraft, seiner eigensinnigen Nüchternheit, in der bohrenden Intensität seines Gedankenlebens: es drängt sich so viel fremder, gelassener Tonfall dazwischen.

Aber auch Schäfer ist aus dieser Darstellung eines fremden Schicksals nicht in seiner eigensten Art, in seiner eigentlichen Stärke zu erkennen. Wer die in lebendigster Wirkung erfahren will, wird sich schon an die Anekdoten halten müssen. Mögen sie in ihren Stoffen abhängig, mögen sie auch in der Formgebung durch literarische Vorbilder bestimmt sein, mag meinetwegen auch die Vorliebe für die besondere Gattung einer allgemeineren Neigung der Zeit, bewährte, altmodisch gewordene Formen wieder aufzunehmen, entsprungen sein: die besten unter ihnen sind durchsättigt von einer männlich herben Kraft, die aus neuem Erleben alter Geschichten eine neue, geläuterte Form gewinnt. Und sind sie auch nicht so völlig wieder Natur geworden wie die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels, so liegt doch ihr Ziel nach derselben Richtung. Nur sind sie eben erwachsen aus dem umfassenderen Kulturbewußtsein einer minder beschaulichen Zeit, und die Reise ihrer künstlerischen Arbeit wird nicht jede Zunge so einfach zu schmecken vermögen.



„Untertanen“

Von Professor Dr. Schanze=Dresden



Am 5. Dezember 1907 wurde in einer Sitzung der Zweiten Kammer des sächsischen Landtages von einem nationalliberalen Abgeordneten folgendes vorgebracht:

„Ich habe mit einer Bitte an die königliche Staatsregierung zu beginnen. Die Äußerungen, die gestern fielen, enthielten, wenigstens aus dem Munde des Herrn Ministers, wiederholt den Ausdruck „Untertan“. Ich möchte die Bitte aussprechen, daß bei Kundgebungen — wenn ich nicht irre, war es ein Zitat aus der Thronrede — doch der Gebrauch des Wortes Untertan eingeschränkt werde und der Ausdruck Staatsbürger an dessen Stelle trete. Ich will über den Wert des Wortes Untertan und Staatsbürger nicht